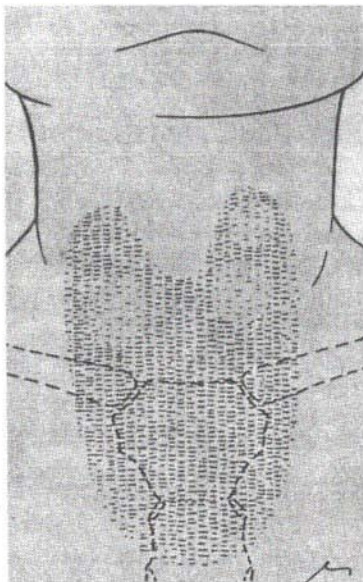


Jean-Marie Zemb
Für eine sinnige Rechtschreibung

Der Kropf

... Die Struma

Die Struma ist definiert als eine Vergrößerung der Schilddrüse jeder Art, im engeren Sinne als gutartiger, nicht toxischer (d.h. nicht zur Hyperthyreose führender) Kropf. Der Kropf ist die häufigste endokrine Erkrankung der Erde. In Endemiegebieten (mehr als ca. 10 % der Bevölkerung sind Kropfträger) war die Struma wegen des häufig gleichzeitigen Kretinismus (Kleinwuchs, Schwachsinnigkeit) ein soziales Problem. Durch eine sorgfältige perinatale Screeninguntersuchung auf Hypothyreose einerseits und durch eine mittlerweile weitläufig durchgeführte Jodsalzprophylaxe andererseits ist die Häufigkeit des Kretinismus deutlich rückläufig. Dasselbe gilt für die Strumahäufigkeit.



Die Struma maligna

Das Schilddrüsenkarzinom ist eine seltene Tumorerkrankung. Jeder zweite Tumor – Frauen erkranken zwei- bis dreimal häufiger als Männer – ist aber zum Zeitpunkt der klinischen Diagnose bereits inoperabel. Die praktisch-klinischen Probleme liegen in den Schwierigkeiten der Früherfassung und der Beurteilung des biologischen Verhaltens. Diese Tumoren können eine sehr unterschiedliche Malignität haben. Je nach histologischem Typus betragen die Überlebenszeiten wenige Wochen oder Monate (anaplastische Verlaufsformen) oder mehrere Jahrzehnte (gut differenzierte Formen, praktisch keine Einschränkung der Lebensaussichten).

Jean-Marie Zemb

Für eine sinnige Rechtschreibung

**Eine Aufforderung zur Besinnung
ohne Gesichtsverlust**

Max Niemeyer Verlag 1997

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Zemb, Jean-Marie:

Für eine sinnige Rechtschreibung : eine Aufforderung zur Besinnung ohne Gesichtsvverlust / Jean-Marie Zemb. – Tübingen : Niemeyer, 1997

ISBN 3-484-73047-1

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co.KG, Tübingen 1997

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Antje Michael

Druck: Gulde -Druck GmbH, Tübingen

Einband: Industriebuchbinderei Hugo Nädele, Nehren

Inhalt

»Halbzeit«	1
I. Zu spät?	5
Vergleichendes zur Orthographie	8
Lob der wohltemperierten Majuskel	43
Zu einer vorläufigen Endredaktion	52
II. Zwischenspiel.....	83
Mannheim, im Frühjahr 1996	85
Paris, im Sommer 1996	99
III. Zu früh?	101
Am Ende der Zeile hören Spass und Spaß auf.....	105
»Wortgruppe« oder »Zusammensetzung«	114
Laxe und *relaxe Varianten	121
Wann wird es dem Satz ans Komma gehen?	123
Von der recht und sinnig schreibenden Subsidiarität	145
<i>Vom gleichen Verfasser</i>	154

»Halbzeit«

Am 1. Juli 1996 wurde in Wien eine Absichtserklärung zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung unterschrieben. Am 1. August 1998 sollte sie wirksam werden. Für ihre »Umsetzung« in Amts- und Schulstuben waren sieben Jahre veranschlagt worden.

Am 1. August 1998 sollte ein neuer Fahrplan in Kraft treten. Einige »vorausseilende« Bahnhofsvorsteher befanden, daß der festgeschriebene (oder: fest geschriebene?) Fahrplan mitnichten bedeute, daß der Zug nicht schon früher abfahren könne. Fehlstart? Verschiedene Wagen bzw. Wägen des gleichen Zuges fahren seit dem 1. Juli 1996 zu verschiedenen Zeiten, streckenweise auf den gleichen G(e)leisen und mitunter in verschiedenen Richtungen. Den ratlosen Fahrgästen teilt das Verkehrsministerium mit, Anzweiflungen kämen immer zu spät und Entgleisungen immer zu früh. Beides seien so wie so bzw. sowieso nur »Aufgeregtheiten« von verschreckten oder verschlafenen Unzuständigen.

Daß Polemik unsachlich sei, trifft nicht immer und überall zu, denn sie kann dissuasiv wirken, nicht nur im Tierreich, wo sie offene Kämpfe eher erspart als vorbereitet. Wenn aber eine Partei nicht nur ihre Mannschaft, sondern auch den Schiedsrichter und die Linienrichter stellt, wird auf den Rängen bald mitgepiffen werden.

Wie soll – wie kann – es nun weitergehen bzw. weiter gehen, zumal der schwelende Konflikt zwischen Legalität und Legitimität zur Jahrtausendwende kein ethologisches und kein ethisches »Gebiet« mehr verschont? Nur Machiavellisten können glauben, am 31. Juli 2005 werde der Herausforderer ausgezählt. Und nur Utopisten können darauf

vertrauen, daß, wie in der Wissenschaft üblich, am Ende die gute Sache gewinnt. Die Orthographie ist nämlich eine Sache der komplexen Praxis, der Gewöhnung und der Ökonomie, der Umsicht und der Erfahrung, und gerade nicht der simplen Anwendung purer Theorie.

Daß etliche Lexikographen mehrere Regeln verschieden ausgelegt haben, hätte eigentlich längst zur Suspension führen sollen. Bekanntlich verlangte kein amtliches Moratorium eine neue Redaktion der amtlichen Regelung. Warum nicht? Das Geständnis, daß es den authentischen neuen Regeln an Eindeutigkeit fehlte, impliziert an und für sich, daß die ganze Sache trotz jahrelanger Arbeit einiger weniger Experten nicht unterschriftsreif war.

Der Artikel III der wortkargen Wiener Absichtserklärung spricht von eventuell erforderlichen Anpassungen des Regelwerkes. Vorschläge dazu sammelt dieser kleine Band, der sich aber nicht als neutral, indifferent, erhaben und weise gibt, sondern Stellung bezieht. Je nachdem man die Anwendungsfälle oder die Anwendungstypen zählt, wird man dem Verfasser anrechnen – wahrscheinlicher: vorwerfen –, daß er diese Reform zum größten oder zum kleinsten Teil akzeptiert.

Wird die alte oder die neue Trägheit dieser oder jener Schreibweise den Vorzug sichern? Wird das nächste Jahrhundert für die gleiche Bedeutung »festhalten« oder »fest halten« schreiben? Wird das nächste Jahrtausend aus dem Fünftele, »Quentchen«, ein Mengele, »Quäntchen« machen? Kommen mit den lesemüden auch denkfaule Zeiten? Verdrängen bald andere »Aufgeregtheiten« den orthographischen Kulturkampf? Dass solche unbeantwortbare Fragen hier nicht gestellt werden, hat weniger mit Vorsicht als mit Erfahrung zu tun, denn gegen Gewohnheiten, sogar gegen diskutable, läßt sich so leicht nichts angewöhnen, erst recht nicht, wenn es selber diskutabel ist.

Ein antiker Aquädukt versorgte die reiche nordafrikanische Hafenstadt Oran mit kühlem, gesundem Bergwasser. Verwüstungen und Erdbeben unterbrachen die spärlich gewordene Wasserzufuhr. Ohne die in dieser geologisch sehr labilen Bucht des westlichen Mittelmeers drohenden, wenn nicht unvermeidlichen Folgekosten zu bedenken, wurde amtlich beschlossen, artesische Brunnen anzulegen. Die Bohrungen ließen ungeheure Mengen Salzwasser in das Grundwasser einfließen. Fortan

konnten die Oraner nur noch brackiges, kaum genießbares Grundwasser ziehen, gewöhnten sich aber mit der Zeit an dessen Geschmack. Als endlich nach einigen Generationen das Leitungsnetz der Großstadt an einen modernen, leistungsfähigen Aquädukt angeschlossen werden konnte, mußte zum Kaffee, und nicht nur zum türkischen, nicht etwa, wie in Wien, ein Glas Wasser gereicht werden, sondern die Salzdose.

Wie die meisten Fabeln ist auch diese eine wahre Geschichte, und ihre Moral keine naive. Warum sollte der Verfasser verschweigen, daß er weder die alte noch die neue Rechtschreibung für vollkommen hält, für nicht mehr perfektibel?

Einstweilen kann jeder aufrichtige Freund und Helfer der deutschen Sprache in Europa nur bedauern, daß es in deutschsprachigen Landen zu binären Glaubenskämpfen und elektoralistischen Parolen gekommen ist. Erschwerend kommt hinzu, daß nach langem und längeren, lautem und lauterem Aneinandervorbeireden jedes Einlenken einem Gesichtsverlust gleichkäme. Neue Besen, neue Besen? Seids gewesen!

Hätten nun die Betroffenen und die Interessenten den Ablauf der Galgenfrist bzw. der »Übergangszeit« abwarten sollen, um fundierte Bedenken anzumelden, die eine neue Dresdner Erklärung, vielleicht sogar mit höflichem Bedauern, als »zu spät« abgelehnt hätte?

So hofft denn der Verfasser nur auf eine kleine Pause, wenn er ein paar ältere und ein paar neuere Argumente vorbringt, sozusagen zur Halbzeit zwischen dem Juli 96 und dem August 98.

I. Zu spät?

Zunächst werden hier Auszüge aus diversen Untersuchungen und Überlegungen zur Rechtschreibung versammelt, die zum Teil vor einundzwanzig Jahren veröffentlicht wurden, als es den famosen »internationalen Arbeitskreis« gar noch nicht gab, der im Anschluss an die 1. Wiener Gespräche für »Vereinfachung und Verständlichkeit« der Rechtschreibregeln sorgen sollte.

Nach den Wiesbadener Empfehlungen, die mit einer strategisch als radikal verstandenen, aber taktisch als gemäßigt getarnten »kleinschreibung der hauptwörter« das Deutsche modernisieren bzw. internationalisieren wollten, schien die deutsche Majuskel akut bedroht. Sie geriet jedenfalls in den Vordergrund, ja in die Schußlinie. Längst vergessene Schlachten? Irgendwann wird ein Historiker die neueren Reformkonzepte mit den älteren vergleichen und feststellen, dass die jetzige Neuregelung, die u.a. insgesamt mehr Majuskeln vorschreibt, nur eine Minimalreform ist, über die zu streiten es sich wirklich nicht lohnen würde, wenn sie nicht so unverhältnismäßig teuer zu stehen (?) käme.

Vergleichen lassen sich Großschreibregeln nicht nur diachronisch, von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern auch synchronisch, von Sprache zu Sprache. Vor einem Vierteljahrhundert nahm der Autor den Auftrag an, in verbriefter eigener Verantwortung das Deutsche mit dem Französischen zu vergleichen. Dass es mit einem Katalog von punktuellen sogenannten Kontrasten nicht getan wäre, war ihm von vornherein klar, da in der deutschen Schultradition immer noch grammatischer »Alamodismus« herrschte: im 17. und im 18. Jahrhundert hatten die französischen Grammatiker an ihrer Sprache Kategorien entwickelt, die in der damaligen politisch korrekten Konzeption als »universal« zu

gelten hatten, und demnach auch im Deutschen die Stellung der sogenannten Elementardaten des Satzes, nämlich Subjekt und Verb, zu bestimmen hatten. Aus diesem Grunde kommt noch heute dem Vergleich des Deutschen mit dem Französischen nicht nur eine historische Bedeutung zu. Ob das Werkzeug dem Handwerk dienlich ist, ob die Organe ihre Funktion auch erfüllen können, gehört somit auf die Tagesordnung der aktuellen Fragestunden. Eine adäquate Theorie des Deutschen steht noch aus, und mit ihr die Ausleuchtung der Graphematik.

Ein ironischer Rezensent könnte nun meinen, dass der Autor seinen persönlichen Rhythmus für die allein zum Ziel führende Gangart (Methode) hält, und sich nur darüber aufregt, dass eine Kommission diese Arbeit zwar nach ihm aufgenommen, aber vor ihm abgeschlossen hat. Im Ersten Teil dieser zwei Sprachen zweisprachig vergleichenden Grammatik wurden als Elemente eines »Systems« nicht nur die Lexeme (Wörter), Morpheme (Formen) und Taxeme (Stellungen) untersucht, sondern auch die Grapheme (Schriftbilder), die nicht nur als Aufzeichnungen von Phonemen und Prosodemen verstanden wurden. Der Graphematik wurde deshalb eine eigene Abhandlung (S.728–869) gewidmet. Diese Art der Betrachtung war zwar ein Novum, brachte dem Autor aber nur wenig Ungemach, da seine Vorsicht ihn die französischen Phänomene auf deutsch und die deutschen auf französisch hatte beschreiben lassen. Diese Methode der Darstellung sollte einerseits dem Leser die textuelle Entflechtung beider Domänen erleichtern und andererseits sowohl dem Leser als dem Verfasser die verkehrende Parteilichkeit des Spiegelbildlichen möglichst ersparen.

Es genügt natürlich nicht, die Sprache zu wechseln, um sich Objektivität zu sichern. Die gewählte Darstellungsmethode – der Kontrast zwischen »Objektsprache« und »Metasprache« – hatte offenbar auch den Nachteil des Kryptischen, bedenkt man, daß die jüngsten Diskussionen über ein Aggiornamento der Orthographie etliche gewichtige Argumente vermissen lassen bzw. ignorieren – in der einen oder in der anderen Bedeutung dieses Verbs.

Vermutlich forderten deshalb mehrere Kenner den Verfasser auf, diese zugleich nachdenkliche und praxisbezogene Abhandlung nun auf deutsch zu veröffentlichen. Daß er dabei so frei vorgeht, wie er es in der

Theorie wie in der Praxis immer schon für angemessen hielt, möge ihm nicht als *lapsus calami* angelastet werden.

Probleme, Hypothesen und Pläne gab es zwar schon damals, aber noch keinen Auftrag, eine Vorlage zu einem zugleich kulturhoheitlichen und internationalen Beschluß zu entwerfen bzw. abschließend zu redigieren. Auch spielten anfallende Kosten kaum eine Rolle. Inzwischen werden Soll und Haben auf neue Weise auf »Struktur« und »Konjunktur« umverteilt. Die ökonomischen Belange werden die neue Recht- und Unrechtschreibung möglicherweise für 30, 60, 90 Jahre einfach festschreiben.

Für die *Rechtschreibung* also eine *Rechtsetzung*? Oder, laut Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, eine *Rechtssetzung*? Unter den zwölftausend Wörtern, welche das an das Regelwerk angehängte Verzeichnis bringt, und von denen bei den allermeisten auch der Kauzigste keinen Grund zum Zweifeln findet, etwa ›Gabel‹, ›gaffen‹, ›Garbe‹, ›Garde‹, ›Geburt‹, ›Gefieder‹, ›Gefilde‹, ›Gehalt‹, ›Gericht‹, ›Geruch‹, ›Gesang‹, ›Gesetz‹, ›Geselle‹, ›Gipfel‹, ›gleichen‹, ›glitt‹, ›Gold‹, ›grau‹, ›Grenze‹, ›Grotte‹, ›gutmütig‹, ›Radio‹, ›Rakete‹, ›Rappe‹, ›rasch‹, ›Rausch‹, ›Rebe‹, ›renne‹, ›Rente‹, ›Rost‹, ›Rücken‹, ›Rummel‹, ›Rundfunk‹ u.v.a.m., steht weder *Rechtsetzung* noch *Rechtssetzung*. »Achtung – Minen«? Oder bringen Varianten Ruhe ins Haus: *Rechtsetzung* wie *Rechtschreibung* und *Rechtssetzung* wie *Rechtsschrift*?

Offensichtlich ist auch das neue Werk noch nicht vollendet. Länger durfte der Verfasser sich jedoch nicht der Pflicht entziehen, das, was er vor einem Vierteljahrhundert über die Schreibung des Deutschen denken zu dürfen meinte, auch auf deutsch auszudrücken und somit auch den deutschsprachigen Lesern vorzulegen. *Ceterum censeo*: die deutsche Version dieses Textes ist eine zwar zusammenfassende und freie, aber zumindest in einem Sinne authentische Übertragung der ungeraden Seiten des angegebenen Kapitels, da der Übersetzer als Verfasser wissen mußte, warum er etliche Grapheme als relativ eigenständige Semanteme behandeln zu müssen gedacht hatte.

Inzwischen erfreuen sich die Satzzeichen in manchen Grammatiken zumindest im Aufbau des Nachschlagewerks einer eingehenderen Behandlung, obgleich ihrer in der Morphosemantik nur selten und am Rande gedacht zu werden scheint.

Vergleichendes zur Orthographie

Den zünftigen Sprachwissenschaftler wird es vielleicht wundern, dass hier der Graphematik eine eigene Abhandlung gewidmet wird, traktiert doch die Linguistik die Orthographie mit Vorliebe als mißglückte oder fossilisierte Lautschrift, wenn nicht als Mittel der sozialen »Exklusion« und der kulturellen »Repression«, da wer die Regeln der Rechtschreibung verletzt, weil er sie nicht kennt, sich in der Gesellschaft lächerlich macht. Geteilt werden hier aber weder die psycho- und soziolinguistische Konzeption eines Knigge der Rechtschreibung noch die Vorstellung einer liberalen, d.h. ungefähren und daher laufend revisionsbedürftigen eindeutigen Zuordnung von Phonemen und Graphemen, als würde die Perzeption den kürzeren Weg vom Auge bis zum Hirn zugunsten eines Umwegs über das Ohr aufgeben.

Orthographisches sei *gewachsen*, erfährt man oft, als ob Systematisches nicht auch *heranwachse*, und zwar durch ein ökonomisches *Verwachsen*. Es ist deshalb unerlässlich, ins Detail zu gehen: Majuskel, Bindestrich, Komma u.v.a.m.

Voreiligen Umregelungen scheint indessen oft der Blick für die Zusammenhänge zwischen solchen Details zu fehlen. Die Folgelasten der Innovationen werden leicht übersehen. Insgesamt scheint es auf etlichen Gebieten leichter, die Regeln der Rechtschreibung zu erlernen, als sie gewinnbringend zu reformieren. Der Wandel der Aussprache allein dürfte nicht ausschlaggebend sein, ist er doch regional verschieden. Wäre der kulturelle Verlust einer radikalen Umgewöhnung des Auges zu verschmerzen, wenn eine Neuregelung keine eigenen Vorteile brächte, insbesondere die Schreibung der sinnstiftenden Prosodeme. Wenn, statt die Beziehung von Syntax und Semantik besser auszudrücken, eine Reform nur einige vorläufige Schwierigkeiten aus dem Schulweg räumen wollte, wäre sie schlecht beraten: nicht nur der Computer müßte verzweifeln, wenn bei jedem französischen /ver/ bzw. /vèr/ zu eruieren wäre, was eigentlich gemeint ist: *vert*, *verts*, *vers*, *ver*, *verre* oder *verres* (›grün‹ in der Einzahl; ›grün‹ in der Mehrzahl; ›nach‹ oder ›Würmer‹ in der Mehrzahl; ›Wurm‹; ›Glas‹; ›Gläser‹). Auch am Deutschen wird er stutzig: wie ist etwa »er halte das fest!« zu verstehen:

»er soll es festhalten« oder »er soll es fest halten«? Beide Konstruktionen stehen in einer Opposition, die an das *genus verbi* erinnert: nach der ersten ›soll der *Gehaltene* nicht weglaufen können‹, nach der zweiten ›soll der *Haltende* nicht lockerlassen‹.

Der Wandel der Aussprache allein dürfte nicht ausschlaggebend sein, ist er doch regional verschieden. »Schreibe, wie du sprichst!«, schreit ein Reformist in den Wald. Das Echo lässt nicht lange auf sich warten, und sogar aus tausend Kehlen: »Lese, wie ich spreche!«

Eine durch die Umgewöhnung des Auges bedingte, vermutlich kurzfristige Behinderung wäre wohl zu verschmerzen, und der massive Umdruck von Abertausenden von Büchern würde nicht einmal zu teuer, wenn eine Neuregelung *entscheidende* und *definitive* Vorteile brächte, insbesondere die Umschreibung der sinnstiftenden Prosodeme. Aber gerade diese Hypothese wagt kein auch an der Semantik interessierter Grammatiker anzunehmen.

Homonymie bedroht das Deutsche in einem weit geringeren Maße als das Französische. Sieht man von der Groß- oder Kleinschreibung ab (›arm‹ : ›Arm‹, ›band‹ : ›Band‹, ›bitte‹ : ›Bitte‹, ›sog‹ : ›Sog‹), sind im Deutschen die Fälle, in denen Heterographie helfen muß (›Ar‹ : ›Aar‹, ›Dole‹ : ›Dohle‹, ›ist‹ : ›ißt‹, ›Lerche‹ : ›Lärche‹, ›Triller‹ : ›Thriller‹), relativ selten. Beide Oppositionsarten können koalieren (›mehr‹, ›Meer‹). Verwirrend reich ist in dieser Hinsicht das Französische, wo sich Hunderte von Homonymien unter anderem nach ihrem Komplexitätsgrad ordnen lassen:

mit 2 Wörtern: *faim* : *fin*;

mit 3 Wörtern: *conte* : *comte* : *compte*;

mit 4 Wörtern: *saut* : *seau* : *sceau* : *sot*;

mit 5 Wörtern: *saine* : *seine* bzw. *senne* : *sen* : *scène*;

mit 6 Wörtern: *o* : *oh* : *au* : *haut* : *eau* : *aulx*;

mit 7 Wörtern: *air* : *aire* : *ère* : *erre* : *ers* : *haire* : *hère*.

Daß dabei die Bedeutungsunterschiede groß sind, z.B. *pois* (›Erbse‹), *poix* (›Pech‹) und *poids* (›Gewicht‹), ist unbestritten hilfreich, im Gegensatz zur nicht nur phonematischen, sondern auch graphematischen Ambiguität, etwa bei den zufallsgleichen Ergebnissen verschiedener Entwicklungen in *rame* (›Ruder‹, ›Riemen‹, ›Stange‹, ›Ries‹ und

›Wagenzug‹) oder bei den nicht zufälligen, durch Übertragung des Sinnes entstandenen und daher nicht immer einzelsprachlichen Mehrdeutigkeiten, etwa beim französischen *train* oder beim deutschen ›Zug‹. Wer sich Eineindeutigkeit wünscht, muß wissen, daß Mehrdeutigkeit zum sprachlichen Wachsen und Gedeihen gehört.

Gehören Oppositionen wie ›Aak‹ : ›all‹, ›bieten‹ : ›bitten‹, ›Docht‹ : ›dort‹, ›Ehre‹ : ›hehre‹, ›Heer‹ : ›Herr‹ : ›her‹, ›Kamm‹ : ›kam‹, ›Lamm‹ : ›lahm‹ und dergleichen nicht zu den zünftigen Homonymien, verdienen sie eine gewisse ›außenpolitische‹ Beachtung, da sie in der fremdsprachlichen Praxis zur Homonymie tendieren, sobald in der Muttersprache des Lernenden phonetische Quantitäten und Qualitäten anderen Ökonomien folgen. Im Deutschen beschränken sich in dieser Beziehung Oppositionen selten auf Landschaftliches, wie etwa bei ›Spaß‹: in der gleichen Bedeutung im Süden kurz, im Norden lang. (Ob konsequente Lexikographen entsprechend ›Spass‹ und ›Spaß‹ akzeptieren bzw. vorschreiben werden?)

Der direkte Nervenstrang vom Gesichtssinn, der ›behende‹ von einem starren – im Idealfall eine Zeitungsspalte breiten – Bild zum nächsten eilt, und manchmal in der Eile eine Station überspringt, führt zwar zum sinnerkennenden Gehirn, verwendet aber zu dieser umsetzenden Übertragung keine puren Ideogramme. Das Deutsche gehört zu den Sprachen, deren Schriftzeichen keine einfachen, abstrakten Abbildungen sind, obgleich ihr Material, das Alphabet, ursprünglich ikonisch war. Die Erfahrung lehrt beides: wer sich vom Lautbild nicht lösen mag, kann mitunter der dahineilenden Prosa nicht folgen; der Leser kann Lyrik nur wahrnehmen, wenn er ihre Musik auch hört.

Als gesicherte Erkenntnis über das Graphem dürfte nur gelten, daß die Lautung nicht die allein seligmachende Vermittlerin zwischen der Schreibung und der Bedeutung ist. Die relative Eigenständigkeit des Graphems erlaubt und garantiert dadurch die Verständigung über alle individuellen und regionalen Unterschiede in der Aussprache hinweg. Diese Feststellung besagt aber auch nicht, daß die konstanten *phonologischen* Relationen, insbesondere die Oppositionen, durch die als Abfärbungen von Dialekten bekannten und längst im Sprachatlas erfaßten *phonetischen* Differenzen neutralisiert würden. Die Grapheme sind von Natur aus so subtil, daß ihre Verwendung immer äußerst